

dtv

Anschließend an ihren bekannten autobiographischen Bericht ›Ich trug den gelben Stern‹ über die Jahre der Verfolgung erzählt Inge Deutschkron in diesem Buch von ihrem Leben seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die Gegenwart. Die Anfänge waren mühsam und das neue Leben gestaltete sich schwierig: »Ich malte mir ein Idealbild vom neuen Deutschland aus – ein Deutschland, in dem es einen neuen Geist geben würde. Erfahrung hatte ich zwar im Kampf ums Überleben, aber wie sich bald zeigen sollte, war ich sehr naiv, was des Lebens Wirklichkeit betraf.« Unbequem war ihr Leben, unbequem war die engagierte und streitbare Journalistin auch selbst. Ihre Aufzeichnungen geben Einblicke in ein halbes Jahrhundert Zeitgeschichte, das in ihren persönlichen Erlebnissen und in ihrer unbestechlichen und eigenwilligen Stichweise anschaulich und begreifbar wird.

*Inge Deutschkron*, geboren 1922 in Finsterwalde/Niederlausitz, war nach dem Krieg Sekretärin der Zentralverwaltung für Volksbildung in Berlin. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in England wurde sie 1958 Mitarbeiterin der israelischen Tageszeitung ›Maariv‹ in Bonn, die sie 1960 zur Deutschlandkorrespondentin ernannte. 1966 erwarb sie die israelische Staatsangehörigkeit und arbeitete von 1972 bis 1987 in der Redaktion von ›Maariv‹ in Tel Aviv. 1989 hatte das Theaterstück ›Ab heute heißt du Sara‹ nach ihrem Buch ›Ich trug den gelben Stern‹ (dtv 30000) am Berliner Grips-Theater Premiere. Seither ist die Autorin zu Vorträgen, Lesungen und Besuchen häufig wieder in Deutschland. 1994 wurde sie mit dem Moses-Mendelssohn-Preis ausgezeichnet. Zahlreiche Veröffentlichungen; 1996 erschien ›Sie blieben im Schatten‹.

Inge Deutschkron

Mein Leben nach dem Überleben

Deutscher Taschenbuch Verlag

Erstveröffentlichung 1992 unter dem Titel ›Unbequem.  
Mein Leben nach dem Überleben‹ im Verlag Wissen-  
schaft und Politik Berend von Nottbeck, Köln.

Von Inge Deutschkron ist im  
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Ich trug den gelben Stern (dtv 30000)

Aktualisierte Ausgabe

April 1995 (dtv 30460)

3. Auflage Mai 2001

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1997 Inge Deutschkron

© 1997 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Bernd Gartenschläger

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-30789-7

## Inhalt

1. Vom Gestern zum Morgen .....	7
2. Die sogenannte Stunde Null .....	23
3. Ein Traum wird zerstört .....	42
4. »Bekanntschaften« .....	59
5. »Ich habe manchmal Heimweh, ich weiß nur nicht wonach« .....	73
6. Das Provisorium .....	96
7. Ohrfeigen .....	110
8. Ein »anderes« Deutschland? .....	129
9. »Ach, wär' ich doch kein Deutscher!« .....	152
10. Justiz mit zweierlei Maß .....	170
11. Das Milliardenending .....	190
12. ... und am Anfang war es peinlich .....	206
13. Östliches oder: Bonn – keine Cocktail-Party .....	224
14. Halbwegs Vergnügliches .....	250
15. Die Abrechnung .....	263
16. »Der Brief« .....	277
17. Die unkündbare Lebensversicherung .....	292
18. Von Krieg und Frieden .....	314
19. Nahöstliche Bilanz .....	336
20. »Sara« oder: Ein Theaterstück verläßt die Bühne .....	358
Anmerkungen .....	368
Personenregister .....	379



## 1. Vom Gestern zum Morgen

»Hier in diesem Zimmer, hier an diesem Tisch« habe sie vorher gearbeitet, sagte die junge Frau zu den Umstehenden, die sie interessiert ansahen. Meiner Schätzung nach war sie Anfang zwanzig und sah aus wie eine »deutsche Maid« oder so, wie man junge Mädchen in der Nazizeit als Vorbild hingestellt hatte. Sie war quasi eine junge Reliquie aus nazistischer Zeit.

Sie trug ein hellblaues Dirndkleid und darunter eine blütenweiße Bluse mit Puffärmeln. Am Halsausschnitt prangte eine runde Brosche, ähnlich denen, die die Frauen der Nazi-Organisationen zu tragen pflegten. Mit ihren – wohl vom Schreibmaschineschreiben – ungewöhnlich beweglichen Fingern strich sie sich des öfteren nervös über das ebenso reinliche weiße Schürzchen. Ihre Frisur war so perfekt, daß jedes der dunkelblonden Haare seinen Platz in einer nach innen gedrehten Rolle zu haben schien. Große hellblaue Kulleraugen, die den Eindruck von großen Fragezeichen machten, beherrschten ihr Gesicht. Ihre etwas gezierte Art ließ auf ein sehr bürgerliches Zuhause schließen. Ich, etwa gleichen Alters, sah sie fasziniert an.

Diesem Typ war ich nie begegnet. In der Nazizeit hatte ich junge Leute wie sie wohlweislich gemieden. Und ich hatte bisher eigentlich nur junge Menschen mit politischen Idealen kennengelernt oder solche, die die Angst vor der Verfolgung geprägt hatte.

Sie habe hier im Kultusministerium als Sekretärin gearbeitet, sagte sie eine Spur zu laut, wohl um selbstsicherer zu wirken. Sie stand da, den Kopf zur Seite gewandt, und hielt sich mit der einen Hand an einem Schreibmaschinentisch fest – einem der wenigen Büromöbel, die noch so aussahen, als hätten sie bis vor kurzem ihrem Zweck gedient.

Das ehemalige Reichskultusministerium in der Wil-

helmstraße 68, in dem diese Begegnung stattfand – es war Anfang September 1945 –, war stark beschädigt, wie so viele der Prachtgebäude im Regierungsviertel der einstigen Reichshauptstadt Berlin. Die eine Hälfte des Gebäudes war trotz seiner starken Mauern, wie sie am Ende des letzten Jahrhunderts gebaut worden waren, vom Hagel der Bomben vollkommen zerstört worden. Die andere war noch stabil genug, um wieder nutzbar gemacht zu werden. Im russischen Sektor der von den vier Alliierten besetzten und in vier Sektoren aufgeteilten Stadt gelegen, sollte diese Halbruine die Zentralverwaltung für Volksbildung für die russisch besetzte Zone (die spätere DDR) aufnehmen. Sozusagen als Fortsetzung des Reichskultusministeriums, wenn auch zunächst nur für einen begrenzten Teil des ehemaligen Deutschen Reichs.

Zum Arbeitsbeginn im September 1945<sup>1</sup> fehlte diesem Hause eigentlich noch alles: Wasserrohre und Heizkörper waren beschädigt oder aus der Wand gerissen. Die Telefone gaben keinen Laut von sich. Kabel hingen herum. Die wenigen noch vorhandenen Möbel hatten allen Glanz verloren, waren zerkratzt und abgestoßen, hatten Brand- oder Wasserschäden, mußten aber trotzdem zunächst zur Möblierung der Büros herhalten. »Man gab mir einen Tisch mit drei Beinen, und die Fenster waren mit Pappe verklebt«, erinnerte sich lachend Hans Mahle<sup>2</sup>, der im September 1946 als Intendant des Berliner Rundfunks der Zentralverwaltung unterstellt war. All dies konnte zunächst aus Materialmangel nur notdürftig repariert und erst im Laufe der Zeit allmählich erneuert werden, während man in diesem »Ministerium« bereits emsig an Plänen für eine Schulreform arbeitete.

So pfiff in einer der Etagen der Wind in die Damentoilette hinein, die nur durch eine dünne Holzverschalung vom Abgrund getrennt war. In den folgenden Wintermonaten qualmten Ofenrohre aus den Fenstern der einzelnen Büroräume auf die einst von wuchtigen Regierungsgebäuden gesäumte Wilhelmstraße. Sie waren an kleine eiserne

Kanonenöfen angeschlossen, die als Notbehelf aufgestellt worden waren und in kurzen Abständen mit den uns zuge- teilten Briketts gefüttert werden mußten. Diese Aufgabe hatte die Sekretärin, die aus Platzmangel vielfach das Zimmer mit ihrem Chef teilte, zwischen dem Schreiben von Vorlagen und Anordnungen an die fünf Länderregierungen der russisch besetzten Zone mitzuerfüllen. Aber solche Unzulänglichkeiten behinderten den Eifer und die Eile nicht, mit denen man in diesem Hause an die Arbeit ging.

Nun, da man die Arbeit wiederaufnahme, wolle auch sie wieder anfangen, sagte das junge Mädchen und drehte wieder ihren Kopf zur Seite, so daß ich ihren Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. Ihre Hand schien sich an dem Schreibmaschinentisch zu verkrampfen. Sie mußte wieder Geld verdienen und wollte es gern am gleichen Platz tun wie zuvor. Offensichtlich erschreckt ob ihrer eigenen Kühnheit, guckte sie nach diesen Worten ängstlich auf die erstaunten Gesichter um sie herum. Keiner der Anwesenden – es waren die ersten Mitarbeiter der Personalabteilung – sagte zunächst etwas. Sie tat mir leid. Sie schien nicht so recht zu begreifen, was um sie herum vorging, und vor allem, was jene meinten, die ihr schließlich erklärten, daß hier alles nun ganz anders sein würde. »Ja, natürlich«, brachte sie heraus. Sie wiederholte es mehrmals. Es klang beflissen, aber nicht überzeugend. Die neuen Herren im Hause zeigten sich amüsiert, auch etwas belustigt über soviel Naivität. Für die meisten von ihnen war dieses Mädchen so fremd wie für mich.

Ähnlich wie sie mußte auch ich Geld verdienen. Der Unterschied zu mir war nur, daß sie eine Ausbildung und einen Beruf hatte. Während des Krieges hatte ich ganz selbstverständlich daran geglaubt, daß am Ende dieser schrecklichen Zeit mein Vater sofort vor mir stehen und dann alles ganz einfach für uns werden würde.

Nach dem 8. Mai waren meine Mutter und ich sozusagen wieder »legal«. Unsere Situation war aber immer noch sehr schwierig und völlig anders, als wir es uns für die Zeit

nach der Befreiung vorgestellt hatten. Natürlich waren wir nicht mehr in Gefahr, unserer jüdischen Herkunft wegen verfolgt zu werden. Wir waren nun den Deutschen gleichgestellt, den Verlierern des von den Nazis angezettelten Krieges. Keine der Siegermächte nahm von uns Notiz. Unsere Geschichte – daß wir fast zweieinhalb Jahre von Berlinern versteckt worden waren, um der Deportation in ein Vernichtungslager zu entgehen – erregte Zweifel, schien unglaubwürdig, auch wenn alliierte Soldaten dies nicht immer aussprachen. »Uns wird nicht geholfen«, schrieb meine Mutter an meinen Vater nach England. »Die Russen haben kein Interesse an uns und die anderen wohl nicht die Macht. So müssen wir alles doppelt durchmachen, einmal illegal, einmal legal.« Ja, es war sogar mit Schwierigkeiten verbunden, zu unserer Identität zurückzukehren.

»Ich muß so schnell wie möglich diesen fremden Namen loswerden«, sagte meine Mutter sehr energisch. Sie war viel zu preußisch erzogen worden, um diese »Unrichtigkeit« länger zu ertragen als nötig. Sie bezog sich dabei auf unseren Decknamen Richter aus »jenen Jahren«, der in unseren Papieren angeblicher Flüchtlinge aus Guben stand. »Ich will wieder ganz legal sein.«

Doch zur polizeilichen Anmeldung in Berlin mußten wir Zeugen beibringen, die mit ihrer Unterschrift bestätigten, daß wir in Wahrheit Deutschkron hießen. Es wäre ein leichtes gewesen, den in der Illegalität angenommenen Namen einfach beizubehalten. Freunde, die in jener Zeit ihren Kopf riskiert hatten, damit wir überlebten, bezeugten das natürlich für uns. Sonst aber halfen sie uns verständlicherweise nicht mehr. Sie hatten mit sich zu tun und wurden zunächst, wie alle anderen Deutschen auch, mit Argwohn betrachtet.

Die Startbedingungen für ein neues Leben waren für uns tatsächlich schwieriger als für unsere nichtjüdischen Mitbürger. In den zwölf Jahren der Nazizeit waren wir zunächst als Juden gezeichnet, gedemütigt, verfolgt und aus

der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen worden, hatten während der Kriegsjahre wenig zu essen und überhaupt keine Kleidung bekommen und waren zum Schluß zur Ermordung bestimmt worden, ein Schicksal, dem wir uns durch »Untertauchen« entzogen. Mein Vater hatte sich wegen damals schon sehr erschwelter Auswanderungsbedingungen im April 1939 nur allein nach England retten können. Die Möglichkeit einer Auswanderung kam für meine Mutter und mich zu spät. Wir waren noch in Berlin mit den Formalitäten beschäftigt, als der Krieg am 1. September 1939 ausbrach.

Mit der ständigen Angst im Nacken und während der letzten zweieinhalb Jahre des Krieges auf der Flucht von einem Versteck zum anderen, überlebten wir wie durch ein Wunder. Am Ende des Krieges waren unsere Kräfte aufgezehrt, unsere Nerven zerrüttet. Wir waren unterernährt und hatten ungenügende Kleidung und schon gar keine, die geeignet gewesen wäre, uns vor der Kälte zu schützen. Wir waren zwei Überlebende einer großen Familie, von der die meisten Mitglieder auf die grausamste Weise von Deutschen »vernichtet« worden waren.

In einem Brief an meinen Vater in England schrieb ich am 2. Oktober 1945: »Ja, guter Paps, unserer lieben Mutti geht es nicht gut. Ihr Gewicht, 75 Pfund, sagt ja wohl alles... Du kannst mir glauben, daß das, was wir in den letzten Jahren durchgemacht haben, sich nicht in die Kleider setzte und seine Folgen haben muß. Solltest Du uns einmal wiedersehen, so mußt Du aus uns beiden erst wieder Menschen machen, die nicht den minderwertigsten aller Triebe den Vorrang geben, sondern auch für das Schöne, das es eben doch wohl auch jetzt noch auf der Welt geben muß, einen Sinn haben.«

»Du schaffst das schon«, sagte Erich Thaus zu mir, als ich Zweifel äußerte, ob ich den von ihm angebotenen Posten als seine Sekretärin ausfüllen könne. Dr. Thaus war vor Hitler Rektor einer weltlichen Schule in Berlin gewesen, in der der Unterricht viel freier und moderner gehal-

ten wurde, als es zu jener Zeit üblich war, und die sofort nach Hitlers Machtübernahme geschlossen wurde. Als Sozialdemokrat wurde er fristlos aus dem Schuldienst entlassen und hatte zunächst viel Mühe, in der freien Wirtschaft eine Verdienstmöglichkeit zu finden. Nun sollte er in der Zentralverwaltung für Volksbildung das Dezernat Volks- und Mittelschulen übernehmen.

Meine Bedenken, daß ich außer Stenographie – ein Hobby, das mein Vater an mich schon als Zehnjährige weitergegeben hatte – nichts für diese Aufgabe mitbrachte, wies Thaus energisch zurück. Er schien offensichtlich bemüht, Versäumtes nachzuholen. Während der Nazizeit hatte er sich unserer, seiner halbjüdischen Frau wegen, nicht angenommen. Sie schien gefährdet und war es wohl auch. Und so lebten sie sehr zurückgezogen und unauffällig in der Hoffnung, daß der Kelch an ihnen vorübergehen würde. Die Personalabteilung der Zentralverwaltung stimmte seinem Wunsch, mich einzustellen, sofort zu mit dem Bemerkung, daß es gut sei, auch für die unteren Positionen politisch zuverlässige Menschen zu gewinnen. Ob ich die entsprechenden Qualifikationen dafür mitbrachte, interessierte anscheinend niemanden. Ich indes dachte insgeheim mit Schrecken an das blonde Mädchen, das fraglos eine kompetente und erfahrene Sekretärin war und, wie ich, in der Schulabteilung arbeiten sollte.

Aber was hätte ich sonst tun sollen? Ich hatte mit siebzehn Jahren meine Schulbildung erzwungenermaßen abbrechen müssen, einen einjährigen Lehrgang als Kinderpflegerin absolviert und nichts weiter gelernt als das, was das Leben von mir zunächst als Verfolgte und dann als Illegale gefordert hatte. Und schließlich gingen wir davon aus, daß wir nicht mehr lange in Deutschland bleiben würden.

Mein Vater wollte seine Frau und seine Tochter, von denen er über sechs Jahre getrennt war und jahrelang hatte annehmen müssen, daß sie nicht mehr am Leben seien, wieder bei sich haben. Briefe von ihm trafen nur sehr spärlich ein.

Es gab in den ersten Monaten nach dem Kriege keinen Postverkehr zwischen den ehemaligen Feindstaaten. Britische Soldaten, die Verständnis für unsere Lage hatten, übernahmen es, ab und zu Verbindung zu meinem Vater über die englische Feldpost herzustellen, obwohl ihnen das als ein Akt der verbotenen Fraternalisierung mit Deutschen ausgelegt werden konnte. Meine Versuche, ihre Freundschaft zu erringen, galten einzig und allein diesem Zweck. Meine Mutter nannte mich in einem Brief an meinen Vater vom 11. November 1945 eine »Regiments-Marie, die, nur um Verbindung mit Dir zu bekommen, alles Mögliche anstellt«.

Erst als ausländische jüdische Hilfsorganisationen Büros in Berlin eröffneten, wurden die Briefe zahlreicher. Aus ihnen ging hervor, daß mein Vater unsere Einreise nach England beantragt hatte. Aber wann das Königreich England seine Tore für die Einreise von Ausländern, auch für solche, die vom Naziregime verfolgt worden waren, öffnen würde, war ungewiß. »Ich fürchte mich vor dem kommenden Winter. Wir besitzen noch nicht einmal Wollhandschuhe oder sonstige warme Sachen. Zu allem Überfluß sind unsere Ersparnisse aufgebraucht und die Verdienstmöglichkeiten gering«, schrieb meine Mutter an meinen Vater. »Hoffentlich überleben wir diesen Winter und erfrieren und verhungern nicht, dann haben wir es geschafft.«

Ich war dreiundzwanzig Jahre alt. Meine Zukunft beunruhigte mich sehr. Auch wenn es mir gelingen sollte, den Posten einer Sekretärin auszufüllen, so war es gewiß nicht das, was ich für mein Leben anstrebte. Obwohl ich davon noch gar keine rechte Vorstellung hatte. Aus den ersten Briefen meiner Mutter sprach die gleiche Sorge.<sup>3</sup> Am 15. März 1946 berichtete sie meinem Vater, daß mich die Frage nach meiner beruflichen Zukunft unentwegt beschäftige. »Inge ist sehr mit den Nerven runter. Ich hatte schon mehrmals Grund, das Schlimmste zu befürchten«, schrieb meine Mutter. »Sie fühlt sich um ihre Jugend und um alle Chan-

cen zu studieren betrogen«, und sie bat meinen Vater inständig, nie wieder zu erwähnen, daß ich in England Schwierigkeiten haben würde, ein Studium aufzunehmen. Ich hätte ja weder Abitur noch ausreichende Sprachkenntnisse, so hatte er gewarnt. »Ich habe Mühe gehabt, ihre Verzweiflung einzudämmen und ihre Tränen zu stillen.« Mehrmals erwähnte meine Mutter auch Krankheiten, unter denen ich als Folge der Illegalität litt. »Augenblicklich hat sie Wasser in den Beinen, dann wieder alle Arten Ausschlag, Abszesse, Blutvergiftungen, die Beine sind blau von Erfrierungen. Und dazu keinen vernünftigen Arzt, die wenigen Ärzte, die praktizieren, sind überlaufen und völlig desinteressiert, um so mehr, als es auch fast keine Medikamente gibt.«

Natürlich kam in einigen Briefen meines Vaters auch die Frage seiner möglichen Rückkehr nach Deutschland hoch. Aber die Verhältnisse waren viel zu verworren, um darüber ernsthaft nachzudenken. Dem stand natürlich auch der Mord an den Juden im Wege, dessen Ausmaß und Ungeheuerlichkeit erst allmählich zutage trat. Zwar schien es, als begriffe mein Vater das noch nicht so recht, denn immer wieder fragte er nach Angehörigen und verstand offenbar nicht, daß es sie nicht mehr gab. Von unserer Familie überlebte nur ein einziger Cousin von mir. Er überstand siebeneinhalb Jahre Konzentrationslager, in das er 1938 als sogenannter »Asozialer« eingewiesen worden war – er hatte als einer der ersten Autofahrer Verkehrsregeln mißachtet. »Wir beide sind mit Ausnahme von Willy die einzigen von unseren Verwandten und Freunden, die diese Zeit überstanden haben«, schrieb ich an meinen Vater (2. Oktober 1945).

Wenig später entdeckten wir den Ehemann einer Cousine im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Er hatte Auschwitz überlebt, aber eine schwere Herzkrankheit davongetragen. Wir besuchten ihn jede Woche. Immer wieder sprach er von seiner Frau und seinem 1938 geborenen Töchterchen Bela, deren Tod er nicht akzeptieren konnte.

Er heiratete später wieder – eine Kameradin aus dem KZ, die aufgrund von medizinischen Versuchen schwer gehbehindert war. »Niemand«, und ich unterstrich dieses Wort in einem Brief an meinen Vater vom 5. Februar 1946, »ist mehr am Leben.« Wohl um es ihm ganz klarzumachen, fügte ich hinzu: »Nie in meinem Leben werde ich den Abschied von Tante Elsa und Onkel Arthur vergessen, nie den Abtransport des über achtzigjährigen Onkel Paul und seiner Tochter, Tante Hänschen, oder die Erschießung von Max Blumenthal und Lilys darauffolgende Deportation (mit offener Knochentuberkulose), Oppenheimers Selbstmord und viele ähnliche Situationen.« Meine Mutter schilderte ihm: »Erst jetzt, wo die Spannung vorüber ist und wir wieder Menschen wie andere gewöhnliche Sterbliche sind, lassen uns unsere Nerven im Stich, und wir fangen oft grundlos an zu weinen.«

Ich erinnere mich an die erste jüdische Hochzeit nach dem Krieg im Oktober 1945. Es war eine Doppelhochzeit der Geschwister Arndt, die mit ihren Partnern und ihren Eltern in Berlin untergetaucht gelebt hatten.<sup>4</sup> Rabbiner Dr. Martin Riesenburger, der von der Gestapo während des Krieges mit der Verwaltung der jüdischen Friedhöfe und mit Beerdigungen von Juden, meist aus Mischehen, beauftragt worden war, traute die beiden Paare in der einzigen intakten Synagoge am Fränkelufer. Auf dieser Hochzeit, bei der die Bräute in geborgten Kleidern und Schuhen unter der Chupa<sup>5</sup> standen, weinten alle Anwesenden hemmungslos, als wäre es eine Trauerfeier und nicht ein Anlaß zur Freude.

Tatsächlich wuchs die Erinnerung an Menschen, die uns nahegestanden hatten und nicht wiedergekehrt waren, ins Überdimensionale. Es verging eigentlich kein Tag, an dem wir nicht von ihnen sprachen und ihr Schicksal beweinten, das wir im einzelnen in seiner Grausamkeit nicht einmal kannten. Merkwürdigerweise behielten wir unseren Kummer für uns, nur mit Schicksalsgenossen sprachen wir über kaum etwas anderes. Es war eben schon damals so, daß wir

von »anderen« – wohl mehr instinktiv – kein Verständnis erwarteten. Ich erinnere mich, daß ich dem blonden Mädchen, das mir eine Zeitlang an der Maschine gegenüber saß und zu der ich freundschaftliche Beziehungen entwickelte, nie Genaueres über mein Schicksal erzählte. Machte ich Andeutungen, dann füllten sich ihre Augen mit Tränen und ihre Hände zitterten, und sie ergriff irgend etwas, wie um sich festzuhalten. Nur einmal hat sie sehr beschämt gesagt, daß sie nichts, aber auch gar nichts vom Mord an den Juden gewußt habe. Sie habe auch keine Juden gekannt. Ich glaubte ihr das. Und wenn ich zufällig auf diese Zeit zu sprechen kam, hielt ich von selbst inne, fast um sie nicht zu verletzen.

Auch wenn wir fest daran glaubten, daß jene, die nun an der Spitze eines neu zu schaffenden Deutschlands stehen würden, sich nicht schuldig gemacht hatten, waren unsere Gefühle Deutschen gegenüber noch sehr ambivalent. Auf der einen Seite standen die Freunde, die ihren Kopf für unser Überleben riskiert hatten, auf der anderen die Mörder, die Tausende und Abertausende ihrer Helfershelfer und die Millionen, die zu allem geschwiegen hatten.

»Natürlich würde ein Leben hier wieder nur Kampf bedeuten«, schrieb ich meinem Vater am 11. November 1945 im Zusammenhang mit der Frage seiner möglichen Rückkehr. »Die Schwierigkeiten sind ungeheuerlich. Wir stehen hier in jeder Hinsicht vor einem Trümmerfeld – ganz besonders natürlich auf moralischem und geistigem Gebiet, gar nicht zu sprechen von den äußeren Einflüssen wie Hunger und Kälte.« Aber dann ließ ich doch noch meinen Gefühlen freien Lauf. »Der Deutsche hat offensichtlich noch immer nichts gelernt!«

Mit diesem Satz bezog ich mich auf die Tatsache, daß die meisten Deutschen zu jener Zeit die Wahrheit über die schrecklichen Verbrechen nicht hören wollten. Den Kriegsverbrecherprozessen, über die in allen Zeitungen in großer Aufmachung berichtet wurde, schenkten sie nur geringe Beachtung. Umfragen zufolge waren sie der Mei-

nung, daß sie durch Bomben, Vertreibung und Hunger ebenso gelitten hatten wie die KZ-Opfer. In Gesprächen mit ihnen konnte man auch den Eindruck gewinnen, daß die NSDAP die größte Untergrundbewegung Deutschlands gewesen war. Man sei nur Mitglied geworden, so hieß es da vielfach, um den Nazismus von innen zu bekämpfen, hatte natürlich nie mit »Heil Hitler« begrüßt oder gar das Parteiabzeichen getragen. »Jeder noch hier lebende Jude und viele unserer Freunde haben nur ein Ziel, und das ist, Deutschland so schnell wie möglich den Rücken zu kehren«, so schrieb ich meinem Vater. Meine Mutter fügte dem hinzu, daß ihrer Meinung nach die Deutschen nie lernen würden. »Die politische Reife liegt noch in weiter Ferne, soweit man überhaupt von gutem Willen reden kann.«

In einem Brief vom 25. April 1946 erzählte ich meinem Vater von der bevorstehenden Auswanderung meiner besten Freundin und ihrer Familie nach Amerika, weil auch sie zu der Überzeugung gekommen waren, daß man Deutschen noch nicht wieder trauen könne. »Denk nur, sie werden ohne Einwanderungspapiere in Amerika einreisen.«<sup>6</sup> Das war ein Hinweis auf die Jahre vor dem Krieg, als die Amerikaner keinen noch so gefährdeten Juden aus Deutschland aufgenommen hatten, wenn er nicht die nötigen Papiere beibringen konnte und die Jahresquote der zugelassenen Einwanderungen überschritten war.

Mir fiel es indes nicht schwer, mich für die Mitarbeit in der Zentralverwaltung zu entscheiden. Die ersten, die diese neue Verwaltung im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden stampften, waren Funktionäre der alten Schule, also Menschen, die schon in der Weimarer Republik gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatten. Sie hatten nichts von Beamten oder Bürokraten an sich, und sie wollten es offenbar auch nicht sein. In den ersten Wochen des Aufbaus glich dieses Haus in keiner Weise einer Behörde oder einem Ministerium. Es herrschte eine em-

sige Geschäftigkeit. Und die war nicht nur spürbar, sondern auch sichtbar.

Da eilten Männer, die keine Boten waren, mit Akten unter dem Arm durch das Haus, trafen sich zu hastigen Gesprächen in den Korridoren oder im Treppenhaus. Die Türen der Zimmer, auch die der Herren in höheren Positionen, waren für jeden offen. Das »Du« und eine legerere Umgangsform überwogen. Entscheidungen wurden schnell gefaßt, manchmal zu schnell, wie ich den Worten von Dr. Thaus entnahm, dem eine solche Arbeitsweise nicht lag. »Aber es gilt doch, so schnell wie möglich die Grundlage zu schaffen«, sagten sie, wenn man mit einem von ihnen darüber sprach, »damit die Rechtlosigkeit ein Ende hat.« Darin schienen sie auch von der russischen Besatzungsmacht, die für den Aufbau eines demokratischen Deutschland in ihrer Zone verantwortlich war, unterstützt zu werden. »Wir haben doch so vieles gemeinsam.«

Dies war fraglos eine ehrliche Erklärung des ersten Personalchefs der Zentralverwaltung in einem Gespräch mit mir. »Wir«, sagte Herr Hoffmann und fügte noch betonter hinzu, »wir Antifaschisten wollen doch einen neuen deutschen Staat aufbauen, in dem das Schreckliche der letzten zwölf Jahre nie wieder geschehen kann.« Ich pflichtete ihm bei, eigentlich begeistert, denn er entsprach meinem Denken. Ja, er wisse, daß ich Mitglied der SPD sei, und er wisse auch den Grund dafür. Mein Vater sei ja vor Hitler Funktionär dieser Partei gewesen, und vorwiegend Sozialdemokraten waren es gewesen, die mir das Leben gerettet hatten. Er allerdings sei Kommunist. Aber was bedeute das heute schon im Kampf gegen die Reaktion. Wir beide seien Antifaschisten und hatten uns als solche bewährt. Ich im Untergrund, er im KZ.

Natürlich fühlte ich mich mit ihm solidarisch. Er war nicht der einzige, der sich, aus dem KZ kommend, wenige Monate nach der Befreiung dem Aufbau des neuen Staates zur Verfügung gestellt, ja sich in die Arbeit gestürzt hatte. Die Gesichter dieser Menschen waren noch gezeichnet

von ihren Leiden, ihre Hautfarbe war grau, und ihre Augen waren ohne Glanz und hatten den Ausdruck eines Fliehenden. Aber dennoch ging etwas von ihnen aus, was mehr war als physische Kraft. Sie waren unermüdlich, saßen oft über die Arbeitsstunden hinaus im Büro. Man begegnete ihnen mit Ehrfurcht und Bewunderung. Sie machten keinen Hehl aus ihrer Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei. Andere waren aus dem Exil gekommen, meist aus Moskau – direkt in das zerbombte Berlin mit seinen vom Krieg und den Ereignissen verwirrten Bürgern.<sup>7</sup> Auch sie waren eifrig, betriebsam, meist einsilbig. Von ihnen kamen keine Bekenntnisse ähnlich denen des Personalchefs. Sie waren höflich in ihren Umgangsformen, aber darüber hinaus ging es selten. Daß sie das Sagen unter den Genossen hatten, konnte man nur ahnen.

Die Ernennung des Altkommunisten Paul Wandel, der ebenfalls aus Moskau gekommen und dort Sekretär des späteren Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, gewesen war, zum ersten Präsidenten der Zentralverwaltung für Volksbildung schien das zu verdeutlichen.<sup>8</sup> Erwin Marquardt, der SPD zugehörig, wurde zu seinem Stellvertreter ernannt. Er wirkte farblos. Man sah ihn selten außerhalb seines Zimmers oder im Gespräch mit Kollegen. Seine Ernennung galt uns als Beweis, obwohl man dessen damals noch nicht bedurfte, daß man es mit der Zusammenarbeit der antifaschistischen Kräfte ernst meinte – so war es auch in den Konzentrationslagern gewesen –, eine Tatsache, auf die sich Kommunisten und Sozialdemokraten in jener ersten Nachkriegszeit oft beriefen. Nichts ließ damals Zweifel an der Ehrlichkeit des Vorhabens aufkommen. Man rechnete die Anzahl der Ernennungen noch nicht nach Parteizugehörigkeit auf, sie mußten aber von der russischen Besatzungsmacht sanktioniert werden, der »Sicherung der antifaschistischen Gesinnung« wegen, wie es hieß.

Einige der führenden Positionen in der Schulabteilung der Zentralverwaltung wurden mit Sozialdemokraten be-

setzt. Unter ihnen waren bewährte Fachleute, die schon vor 1933 eine fortschrittliche Schulbildung erarbeitet und in Berlin teilweise auch schon durchgeführt hatten.<sup>9</sup> Die meisten von ihnen waren von den Nazis »gemäßregelt« worden, wie das schreckliche Wort damals hieß, hatten zwölf Jahre »draußen« gestanden, entehrt, gedemütigt, ihres Amtes enthoben, wenn nicht sogar im KZ mißhandelt. Auch sie brauchte man nicht anzuspornen. Es war, als würde für sie ein Traum Wirklichkeit, da sie den Moment für gekommen hielten, in dem sie ihre Gedanken zur Erziehung freier Menschen in die Tat umsetzen konnten.

Auch der »unpolitische« Dr. Ernst Hadermann (er war damals parteilos), ehemals Studienrat und einer der deutschen Offiziere, die in russischer Gefangenschaft das Nationalkomitee Freies Deutschland mitbegründet hatten, wurde ohne weiteres akzeptiert.<sup>10</sup> Er wurde stellvertretender Leiter der Abteilung Schulwesen. Es war sicher keine Einbildung, daß seine Art des Umgangs anders war als die seiner Kollegen. Gespräche mit ihm hatten vorwiegend rein dienstlichen Charakter. Es fehlte das Kameradschaftliche, die menschliche Wärme. Er war sehr höflich, eine gewisse Gleichgültigkeit war aber nicht zu übersehen. Anders verhielt er sich Vorgesetzten gegenüber. Dann hatte er etwas Beflissenes, Unterwürfiges.

Er war übrigens der einzige in diesem Haus, der sich für mein Schicksal nicht zu interessieren schien, jedenfalls nie mit mir darüber sprach – im Gegensatz zu allen anderen, die mir spontan ihre Sympathien entgegenbrachten als Ausdruck der Freude, daß ich überlebt hatte. Es war fast selbstverständlich, daß das blonde Mädchen, dessen Fähigkeiten bald außer Frage standen, Dr. Hadermanns Sekretärin wurde. Sie schienen sich übrigens auch äußerlich ähnlich zu sein: der hochgewachsene Hadermann, auch in Zivil noch jeder Zoll ein Offizier, während sie in Art und Gehabe das Bürgermädchen blieb. Ihre anfängliche Unsicherheit war schnell geschwunden. Sie wußte um ihre Qualifikationen. Und sie spürte auch bald, daß sie, die